

SARAH RAYNER

Das Licht des frühen Tages



Was wir alleine nicht schaffen.

Jeden Tag pendeln Karen, Anna und Lou von Brighton nach London. An diesem Morgen sitzt auch Karens Mann Simon mit im Zug. Mitten im Gespräch bricht er plötzlich zusammen. Herzinfarkt. Hilflos muss Karen mit ansehen, wie die Sanitäter kommen: Sie können nichts mehr für Simon tun. Karen steht unter Schock. Ihr Mann war erst fünfzig. Warum wurde er so plötzlich aus dem Leben gerissen? Die Kinder sind doch noch so klein. Nur gut, dass sie Anna hat, ihre beste Freundin. Aber auch sie und Lou sind von dem tragischen Ereignis erschüttert. Auch ihr Leben wird nicht mehr dasselbe sein.

Das Schicksal hat die drei Frauen zusammengeführt – kann ihre Freundschaft die Wunden heilen?

Sarah Rayner

Das Licht des frühen Tages

Roman

Aus dem Englischen von Sabine Maier-Längsfeld

Weltbild

Die Autorin

Sarah Rayner, Jahrgang 1963, wuchs in Richmond, England, auf. Sie hat als Modejournalistin gearbeitet und ist schon lange in der Werbung tätig.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel One Moment, One Morning.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by The Creative Pumpkin Ltd

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Sabine Maier-Längsfeld bei der Rowohlt
Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Sabine Maier-Längsfeld

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-788-2

MONTAG

*

07:58

Lou tut, als würde sie schlafen, aber aus dem Augenwinkel beobachtet sie die Frau gegenüber beim Schminken. Sie findet es faszinierend, anderen Frauen dabei zuzuschauen, wie sie sich verwandeln – im Zug. Lou selbst trägt eigentlich nie Make-up, außer zu ganz besonderen Anlässen. Und obwohl sie weiß, dass es aus Zeitgründen geschieht, findet sie es merkwürdig, die Transformation von der privaten zur öffentlichen Person ausgerechnet im öffentlichen Raum zu vollziehen. Geht nicht das Geheimnis verloren, wenn man sich, umringt von Menschen, die Unreinheiten abdeckt, die Wimpern tuscht, die Augen größer malt, die Wangen betont? Im Sieben-Uhr-Vierundvierziger nach Victoria ist man stets von Menschen umringt. Die meisten schweigen, ein paar schlafen oder dösen zumindest, einige lesen, andere unterhalten sich. Aber das ist die Ausnahme.

Die Frau, die neben ihr auf der anderen Seite des Ganges sitzt, gehört zu den wenigen, die reden. Lou hat den iPod eingeschaltet, leise, und sie kann nicht hören, was die Frau sagt, aber ihre Mundbewegungen verraten, dass sie mit dem Mann zu ihrer Rechten spricht. Lou verändert ihre Position ein wenig und verschiebt die von der Radfahrt zum Bahnhof feuchte Kapuze ihres Parkas, um die beiden am Fellrand vorbei besser beobachten zu können. Sie sind verheiratet. Das verraten die passenden Ringe an den Fingern, die um Kaffeebecher aus Pappe liegen. Die Frau ist etwa vierzig. Lou kann sie zwar nicht ganz sehen, aber sie scheint ein sympathisches Gesicht zu haben. Auf jeden Fall hat sie ein interessantes Profil, attraktiv, trotz der Andeutung von Hängebacken. Die Haare bilden einen dichten kastanienbraunen Vorhang. Nach dem, was Lou von ihrem Ehemann erkennen kann, ist er nicht so gutaussehend wie sie; er ist korpulent und bereits leicht grau. Lou schätzt ihn etwa zehn Jahre älter als die Frau, aber er sieht nett aus. Seine Gesichtszüge sind liebenswürdig, und die Falten um

seinen Mund legen nahe, dass er gern lacht. Die Frau lehnt zutraulich an seiner Schulter. Vor ihm liegt ein dickes Taschenbuch, der neueste Bestseller, aber er liest nicht darin. Stattdessen streichelt er ihre Hand, langsam, sanft. Lou spürt einen leichten Stich. Sie beneidet die beiden um ihre Zärtlichkeit und um die Selbstverständlichkeit, mit der sie sie zeigen.

Der Zug fährt in Burgess Hill ein. Es regnet inzwischen wieder, und verdrossene Pendler schütteln beim Einsteigen die Regenschirme aus. Ein schrilles Pfeifen treibt sie zur Eile. Während die Türen sich schließen, wendet Lou ihre Aufmerksamkeit wieder der jungen Frau gegenüber zu. Sie hat inzwischen Lidschatten aufgetragen, und die Augen sind ausdrucksvoller geworden: Es ist, als hätte das ganze Gesicht an Kontur gewonnen, an Schärfe. Abgesehen von den Lippen, die noch blass sind und blutleer. Lou findet, sie sah ohne Make-up mindestens genauso gut aus: weicher irgendwie, verletzlicher. Aber hübsch ist sie so oder so. Und ihre Haare, eine wilde Mähne blonder Locken, wirken so voll und lebendig, so grundverschieden von Lous eigenem kurzen Stachelkopf, dass sie am liebsten die Hand ausstrecken und hineingreifen will.

Lou beobachtet die junge Frau dabei, wie sie sich ihren Lippen zuwendet. Plötzlich hält sie mitten in der Bewegung inne, den Amorbogen nur zur Hälfte in Rosa getaucht, wie eine halbfertige Porzellanpuppe. Lou folgt ihrem irritierten Blick hinüber zum Ehepaar; der Mann hat sich plötzlich – wie peinlich! – übergeben. Über Jacke, Hemd, Krawatte ergießt sich ein Schwall schaumiger, schleimiger Milch, darin Stückchen von halbverdaulichem Croissant, wie Babykotze.

Lou zieht sich verstohlen den Stöpsel aus dem Ohr.

«O Gott!», sagt die Frau und wischt hektisch und völlig vergeblich mit der viel zu kleinen Serviette aus der Kaffeekasse an der Schweinerei herum. Hilflös röchelnd übergibt sich der Mann noch einmal. Der zweite Schwall landet auf der Hand seiner Frau, bespritzt ihre Chiffonbluse und sogar – wie schrecklich! – den weichen Haarvorhang.

«Ich weiß nicht →», sagt er, keucht, und Lou sieht, dass er in Schweiß ausbricht, übermäßig, abstoßend, ganz und gar nicht normal. Dann sagt er: «Es tut mir leid, ich →»

Jetzt greift sich der Mann an die Brust. Lou glaubt zu wissen, was los

ist, und setzt sich kerzengerade auf, jeglicher Vorwand, diskret zu sein, ist vergessen. Dann – bum! – ein Schlag, und er knallt mit der Stirn auf die Rückseite des Sitzes vor sich. Bewegungslos verharrt er in der unnatürlichen Position. Es ist jetzt still. Absolut still. Ein paar Sekunden lang, so scheint es, passiert überhaupt nichts. Lou sieht einfach nur der Spur verschütteten Kaffees nach, sie verfolgt die Tropfen an der Fensterscheibe entlang, über die Kante des cremefarbenen Plastiktisches auf den Boden. Draußen rauschen immer noch regennasse Bäume und Felder vorbei.

Dann herrscht plötzlich Chaos.

«Simon, Simon!» Die Ehefrau springt schreiend auf.

Doch Simon antwortet nicht.

Als sie ihn schüttelt, erhascht Lou einen Blick auf sein Gesicht, den offenen Mund, die feucht verschmierte Wange, ehe er wieder in seinen Sitz zurückfällt, mit schlenkerndem Kopf. Sie ist sich sicher, dass sie ihn kennt. Sind sie sich nicht im Zug schon früher begegnet?

«Herrgott nochmal!», sagt der Mann gegenüber unwirsch und schüttelt seine Zeitung aus. «Was hat er denn, zum Teufel? Ist der betrunken oder was?» Er räuspert sich, sein Urteil steht fest.

Seine Missbilligung scheint Lou aus ihrer Starre zu rütteln. «Er hat einen Herzinfarkt, verdammt nochmal!» Sie springt auf. Ewigkeiten zurückliegende Erste-Hilfe-Kurse, Pfadfinderabzeichen, Emergency-Room-Episoden, alles ist auf einen Schlag da. «Jemand muss den Schaffner holen!»

Ein anderer Mann, jung, gammelig, mit Ziegenbärtchen, der neben der Frau sitzt, die sich eben noch seelenruhig schminkte, wirft seine Plastiktüte hin, springt auf. «Welche Richtung?», fragt er Lou, als wäre sie allwissend.

«Mittlerer Waggon!», sagt die Ehefrau weinend.

Der junge Mann sieht unsicher aus.

«Da lang!», sagt Lou, deutet in Richtung Lokomotive, und der Mann sprintet davon.

Drei Waggon weiter ist Anna in ihre Lieblingszeitschrift versunken. Sie liebt Klatsch und Tratsch. Zwei Haltestellen lang hat sie den Artikel über den Drogenentzug einer Pop-Prinzessin verschlungen, jetzt macht sie sich über die Rubrik Modetrends her, wo sie einen Blazer aus der Frühjahrskollektion einer großen Kette entdeckt, der ihr vielleicht stehen könnte und der außerdem bezahlbar ist. Sie knickt gerade ein Eselsohr in die Seite, zur Erinnerung für die Mittagspause, als ein junger Mann mit Ziegenbärtchen ihr im Vorbeilaufen den Ellbogen in die Seite rammt.

«Danke!», murmelt sie sarkastisch. Dämlicher Brighton-Hippie, denkt sie.

Ein paar Sekunden später kommt er zurück, den Schaffner im Schlepptau. Sie überdenkt die Situation – beiden steht blanke Angst ins Gesicht geschrieben. Vielleicht ist ja was passiert.

Dann ertönt über Lautsprecher die Stimme des Zugführers: «Sollte sich ein Arzt oder eine Krankenschwester in diesem Zug befinden, kontaktieren Sie bitte dringend den Schaffner in Waggon E.»

Und woher sollen die Leute wissen, wo Waggon E ist?, denkt Anna. Aber offensichtlich wissen sie es – keine zehn Sekunden später rennen zwei Frauen mit fliegenden Handtaschen an ihr vorbei. Anna sieht ihr Gegenüber fragend an. Derartiger Tumult ist eine Rarität im Sieben-Vierundvierziger, wo sonst ein ungeschriebenes Gesetz der Ruhe und Rücksichtnahme herrscht. Anna findet die Situation ein bisschen beängstigend.

Kurz darauf fährt der Zug in Wivelsfield ein. Wieso halten wir?, fragt sich Anna. Normalerweise fahren wir hier doch immer durch. Sie hofft, dass es sich nur um eine Signalstörung handelt, aber sie befürchtet einen ernsteren Grund.

Fünf Minuten später ist ihre Unruhe weiter gewachsen, und sie ist mit ihrer Sorge nicht allein: Im ganzen Abteil rutschen die Leute nervös auf ihren Sitzen hin und her. Anna ist auf eine pünktliche Ankunft angewiesen, wenn sie nicht zu spät ins Büro kommen will. Sie arbeitet freiberuflich, und auch wenn sie einen langfristigen Vertrag mit der Agentur hat, nehmen es ihre Arbeitgeber mit der Pünktlichkeit ziemlich genau. Die Geschäftsleitung führt ein striktes Regiment, und der Chef ist

dafür bekannt, mit gerunzelter Stirn höchstpersönlich am Empfang zu stehen und die Zuspätkommenden zu registrieren.

Aus den Lautsprechern ertönt ein Räuspern, dann folgt die nächste Ansage: «Es tut mir leid, aber es hat sich ein Notfall ereignet. Einer der Fahrgäste ist ernstlich erkrankt. Wir werden ein paar Minuten hier warten müssen, bis der Krankenwagen eingetroffen ist.»

Anna verliert allmählich die Hoffnung, doch noch pünktlich zu kommen. Sie fragt sich, warum sie den Betroffenen nicht einfach rausschaffen und draußen auf den Krankenwagen warten können. Sofort schämt sie sich für ihre Herzlosigkeit: Ein Blick auf den regennassen Bahnsteig, und ihre Frage beantwortet sich von selbst. Es ist Februar und eiskalt.

Zum Lesen ist sie inzwischen zu aufgewühlt. Stattdessen sieht sie zum Fenster hinaus, beobachtet, wie Regen auf den grauen Asphalt fällt und sich an unebenen Stellen Pfützen bilden. Wivelsfield, denkt sie, wo zum Teufel ist das bloß? Hier ist sie mit Sicherheit noch nie im Leben gewesen, außer auf der Durchfahrt mit dem Zug.

Aus zehn Minuten werden fünfzehn, zwanzig, ohne weitere Ansage. Die Leute tippen inzwischen Nachrichten in ihre Handys oder sprechen mit gesenkten Stimmen in ihre Telefone. Einige, weniger rücksichtsvoll, tun lautstark ihr fehlendes Mitgefühl kund: «Keine Ahnung, was los ist, irgendwer hat einen <Notfall> produziert, wahrscheinlich so ein mieser Drogenjunkie ...» Andere nutzen die Gelegenheit, sich wichtig machen zu können: «Tut mir leid, Jane, Ian hier. Ich schaffe es nicht pünktlich zur Sitzung. Bitte sag den anderen, wir müssen den Termin verschieben, bis ich da bin.» Und so weiter.

Dann, endlich, sieht Anna drei Gestalten in Anoraks mit Leuchtstreifen am Fenster vorbeieilen. Sie schleppen eine Trage mit sich. Gott sei Dank, jetzt kann es eigentlich nicht mehr lange dauern.

Sie starrt auf den Bahnsteig hinaus, wartet auf den Anblick der Trage, die mit einem Menschen daraufgeschnallt eilig vorbeigeschoben wird. Aber die triste Betonmauer, die den Bahnsteig begrenzt, starrt blank zu ihr zurück. Der Regen fällt weiter, und in den Aussparungen der gelben «Achtung-Bahnsteigkante»-Beschriftung sammelt sich zusehends mehr Wasser.

Schließlich folgt ein Knacken, ein Rauschen, dann: «Ich bitte erneut um Verzeihung, meine Damen und Herren, aber so wie es aussieht, können wir die Fahrt bis auf weiteres nicht fortsetzen. Es ist nicht möglich, den Fahrgast zu bewegen. Ich muss Sie weiterhin um Ihre Geduld bitten, ich melde mich wieder, sobald wir Neuigkeiten haben.»

Ein kollektiver Seufzer erklingt, gefolgt von hektischem Geraschel.

Wie nervig!, denkt Anna, ehe sie sich zusammenreißen kann. Wie merkwürdig. Die Theorie mit dem Drogenabhängigen ist mit Sicherheit Unsinn. Die Junkies von Brighton sind kaum dafür bekannt, morgens in den Pendlerzug zu steigen. Himmel nochmal! Irgendjemandem ist offenbar wirklich etwas Ernsthaftes zugestoßen. Trotzdem macht sich Anna Sorgen wegen ihres Chefs und ihrer Kollegen. Auf sie wartet ein Haufen Arbeit. Ihr Gemütszustand – Ärger und Mitgefühl im Widerstreit – gleicht dem ihrer Mitreisenden: In den Gesichtern spiegelt sich eine Mischung aus Frust und Besorgnis.

«Wieso können sie ihn nicht bewegen?», fragt der Mann gegenüber schließlich und bricht damit das Tabu, im Zug mit Fremden ein Gespräch anzufangen. Er ist groß, trägt eine Brille, kurzgeschorenes Haar und einen makellos gestärkten Kragen – ein zum Leben erwecktes Norman-Rockwell-Gemälde.

«Vielleicht hat er eine Rückenmarksverletzung», sagt die Dame neben ihm, eine ältere, kugelrunde Frau. Die Art, wie sie ihre Haltung verändert, um Platz zwischen sich und ihm zu schaffen, legt nahe, dass sie nicht zusammengehören. «Dann dürften sie den Hals nicht bewegen.»

Er nickt. «Könnte sein.»

Anna ist sich nicht sicher. «Aber ein bisschen komisch ist das schon. Wie soll man sich denn in einem Zug eine Rückenmarksverletzung zuziehen?»

«Vielleicht ist ja jemand gestorben.»

Anna dreht sich um. Auf dem Sitz schräg hinter ihr sitzt ein junges Mädchen. Sie hat dünne, lange schwarze Haare und Piercings im Gesicht. Gothic-Szene.

«O Gott, nein!», japst die ältere Frau bestürzt. «Hoffentlich nicht.»

«Könnte sein», stimmt der Mann, der aussieht wie Norman Rockwell,

zu. «Das würde erklären, warum wir nicht weiterfahren können. Sie müssen die Polizei rufen.»

«Den Tod beglaubigen», sagt das Gothic-Mädchen.

Anna kommt ihre Zeitschrift plötzlich ganz banal vor. Normalerweise steht das Heft für ihre Wochendosis an Spaß, Mode, Klatsch und Szene. Sie weiß, dass es oberflächlich ist, aber sie findet, sie hat es sich verdient. Außerdem behandelt das Magazin auch andere Themen. Wie um ihre Überlegungen zu unterstreichen, blättert sie um und hat genau so einen Artikel vor sich: das Porträt einer jungen Frau aus Afghanistan, deren Körper von schrecklichen Brandmalen entstellt ist.

Anna schaudert.

*

Für Lou hat der Anblick der Fahrgäste, die den Kopf einziehen, um den beiden Männern auszuweichen, fast etwas von einer Farce. Die Trage, die sie über die Sitze balancieren, sieht mit den Rädern und dem Gestell seltsam sperrig aus. Viel größer als jeder Koffer. Die Szene wirkt unreal, wie im Film oder wie in der Folge einer TV-Soap. Nur dass man zu Hause den Fernseher ausschalten kann, während Lou hier gezwungen ist, zuzusehen. Sie kann gar nicht anders, wo sich doch alles nur ein paar Zentimeter von ihr entfernt abspielt.

Während der letzten zehn Minuten haben zwei junge Frauen – offensichtlich zwei Krankenschwestern auf dem Weg zur Arbeit in die Klinik in Hayward's Heath – versucht, den Mann wiederzubeleben, mit wachsender Verzweiflung. Sie haben seine Atmung überprüft, an seinem Hals nach einem Pulsschlag getastet und ihn dann mit Hilfe des Schaffners auf den Boden gelegt, um ihn in eine horizontale Lage zu bringen. All das geschah direkt vor Lous Füßen, ehe sie Gelegenheit hatte, Platz zu machen und sich dem Anblick zu entziehen. Sie haben sich abgewechselt, eine der beiden Krankenschwestern hat mit flachen Handballen immer wieder auf seine Brust gedrückt. Ihre Bewegungen waren so bestimmt und nachdrücklich, dass sie fast aggressiv wirkten. Währenddessen beatmete die andere ihn von Mund zu Mund, etwa alle dreißig Kompressionen einmal. Als die Erste erschöpft war, wechselten

sie sich ab.

Die ganze Zeit über steht die Ehefrau des Mannes hilflos im Gang. Sie ist vollkommen stumm, ihre Aufmerksamkeit fliegt von einer Krankenschwester zur anderen und wieder zurück zu ihrem Mann, das Gesicht verzerrt vor Sorge.

Schließlich geht alles ganz schnell. Die Sanitäter kommen, und die Frau, die den Mann beatmet, hält in der Bewegung inne. Sie hebt den Blick und schüttelt leicht den Kopf – eine winzige Geste mit großer Bedeutung. Alles vergebens.

Den Sanitätern gelingt es, die Trage seitlich zu kippen, den Mann daraufzuhieven und zu den Türen zu bugsieren, wo mehr Platz ist. Die Fahrgäste, die sich dort drängen, treten eilig beiseite. Lou sieht eine Sauerstoffmaske, einen Defibrillator, Medikamente. Eine Injektion und – bum! – der erste Stromstoß.

Bum! Noch einmal.

Nichts.

Bum!

Immer noch nichts.

Die Menschen in dem Abteil sind erstarrt. Es ist nicht nur die Faszination des Morbiden – es ist die Unfähigkeit, zu verstehen, was gerade vor sich geht. Es ist ein purer Schock. Was sollen sie jetzt tun?

Der Schaffner missversteht die offen stehenden Münder, die riesigen Augen, und bellt einen Befehl, so laut, dass alle ihn hören: «Bitte verlassen Sie unverzüglich das Abteil!» Ob er es aus Mitleid mit dem Mann und seiner Frau tut oder aus dem Wunsch heraus, die Kontrolle zu übernehmen, spielt im Grunde keine Rolle, das Ergebnis ist das Gleiche.

Lou sammelt ihre Sachen zusammen – das Telefon, den iPod, den Rucksack. Sie ist irgendwie dankbar für die Erlaubnis, sich bewegen zu dürfen. Auf dem Tisch nebenan liegt noch immer das Buch des Mannes. Lou macht den Parka zu, schlägt die Kapuze nach oben und tritt durch die Türen hinaus in den Regen.

Die nächste Ansage beinhaltet die Aufforderung an alle Fahrgäste, den Zug zu verlassen. Schon bald ist Lou umzingelt von verwirrten Menschen, die sich hilflos nach einer Haltestelle umsehen. Die Gegend ist

ihnen vollkommen fremd.

*

Anna muss sich genügend Platz erkämpfen, um ihren Regenschirm zu öffnen. Auf dem Bahnsteig schieben sich die Menschen, aber sie wird den Teufel tun und zulassen, dass ihre Haare nass werden. Sie hasst es, wenn sie sich auch nur ein bisschen wellen. Ausgerechnet heute wäre das besonders unglücklich, weil sie extra früher aufgestanden ist – draußen war es noch stockdunkel –, um sich für das Meeting die Haare zu waschen und zu föhnen. Zum Glück ist Anna relativ groß und besitzt einen automatischen Regenschirm, den sie jetzt per Knopfdruck öffnet und hoch über das Gedränge hält. Na also, das Schlimmste ist verhindert.

Neben ihr steht die rundliche ältere Frau, und nur ein paar Zentimeter davor ist auch Norman Rockwell.

«Was zum Teufel sollen wir jetzt machen?», fragt er.

«Die werden Busse schicken», sagt die ältere Frau.

Anna hat keine Ahnung, woher die Frau das weiß, so etwas passiert schließlich nicht jeden Tag.

«Wo um alles in der Welt wollen die genug Busse für alle herbekommen?» Ihr Verstand hält nur mit Mühe mit den Ereignissen Schritt.

«Wahrscheinlich schicken sie welche aus Brighton», sagt der Mann.

«Drauf geschissen!», ertönt eine weitere Stimme. Es ist das Gothic-Mädchen, direkt hinter Anna. «Das dauert Stunden. Ich geb's auf. Ich fahre nach Hause.»

Das geht bei mir leider nicht, denkt Anna. Ich erwarte Kunden zu einer Präsentation, außerdem bekomme ich schlicht kein Honorar, wenn ich nicht zur Arbeit erscheine. Und ich bin nun mal der Hauptverdiener.

Egal, ob sie zu den Bussen oder zurück nach Brighton wollen, sie müssen alle in dieselbe Richtung. Sowohl der Ausgang als auch der gegenüberliegende Bahnsteig befinden sich jenseits der überdachten Plattform mit den schäbigen Mauern und den abgeblättern Plakaten, ein paar Stufen hinunter, ganz am anderen Ende.

Es ist furchtbar eng. Schulter an Schulter drängen die Passagiere zum Ausgang – ein paar von ihnen müssen ausgerechnet jetzt telefonieren oder Nachrichten verschicken, was das Vorankommen nur weiter verzögert. Bis sie die Treppe hinuntergelangt sind, den Fahrkartenschalter passiert haben und draußen im Freien sind, dauert es eine Ewigkeit.

Vor der Station bleibt Anna einen Augenblick stehen, um sich zu orientieren. Mehrere hundert Menschen sind hier auf engstem Raum. Der Bahnhofplatz ist winzig. Es gibt noch nicht mal ein richtiges Gebäude, nur einen kleinen Fahrkartenschalter auf halber Treppe. Auch wenn es landauf, landab sicher tausend solcher Haltestellen gibt, ist zumindest diese kaum gemacht für den kompletten Massenexodus der Passagiere eines gerammelt vollen Pendlerzuges mit zehn Waggonen. Es gibt nicht mal einen richtigen Parkplatz. Und soweit Anna erkennen kann, auch keine Bushaltestelle. Von Bussen ganz zu schweigen.

So ein Mist!

In diesem Moment taucht ein weißer Ford Mondeo auf und hält direkt neben ihr. Es ist ein Taxi. Einen kurzen Moment lang ist Anna beeindruckt. Jemand hat sich tatsächlich ein Taxi gerufen, wie gut organisiert! Doch dann kommt sie auf den Gedanken, dass es vielleicht gar nicht bestellt worden ist. Die Lampe auf dem Dach leuchtet; es ist frei. Die Menge drängt jetzt nach vorn, im erbitterten Kampf um die wenigen Plätze. Aber die Fahrgasttür ist direkt neben ihr. Für Anna heißt es: jetzt oder nie. Sie reißt die Tür auf, beugt sich hinein und fragt den Fahrer: «Sind Sie frei?»

Gleichzeitig öffnet sich die Tür auf der anderen Seite. Anna sieht eine fellgesäumte Kapuze, darunter ein ängstliches Gesicht.

«Hayward's Heath?», fragt die andere Frau.

«Wir können gern teilen», schlägt Anna vor.

«Mir soll's recht sein», gibt der Fahrer grummelnd seine Zustimmung. Für ihn ist es Arbeit für den ganzen Vormittag. Fahrpreis ist Fahrpreis.

Anna atmet auf. «Puh!»

Der Regen trommelt auf das Autodach, wie um mit Beifall ihr günstiges Geschick zu unterstreichen.

«Glück gehabt!», sagt die Frau im Parka, schiebt die Kapuze zurück und windet sich aus den Gurten ihres Rucksacks. Sie ist kompakt gebaut und geschmeidig und wirkt geübt in dem Manöver. «Der arme Kerl!», sagt sie und lehnt sich zurück.

«Was war denn eigentlich los?», fragt Anna.

«Ein Herzinfarkt», erklärt die Parkafrau.

«Glauben Sie, er ist gestorben?»

«Ich fürchte, ja.»

«O Gott!»

«Ja, schrecklich, nicht wahr? Er war auch noch mit seiner Frau unterwegs. Ich saß neben ihnen. Auf der anderen Gangseite.»

«Meine Güte! Es muss schrecklich gewesen sein, so direkt daneben.»

«Ja.» Die Parkafrau nickt.

Und ich hab dagesessen und gemeckert, weil das alles so lästig ist, geißelt Anna sich selbst. Das Gothic-Mädchen hatte also recht. Was spielt es schon für eine Rolle, ob ich zu spät ins Büro komme? Sie spricht laut aus, was sie denkt: «Nicht gerade so, wie man es sich wünschen würde, oder? Man würde doch lieber sterben, wenn man mit den Enkelkindern beim Drachensteigen ist, oder auf einer tollen Party oder so. Und nicht im Sieben-Vierundvierziger.»

«Also, die Damen ...», mischt der Fahrer sich ins Gespräch. Er hört kurz der knisternden, rauschenden Stimme aus seinem Funkgerät zu, dann fährt er fort: «Nach Hayward's Heath zu fahren hat wohl keinen Sinn. Offensichtlich stehen alle Züge. Die ganze Strecke ist am Arsch.»

«Das können die doch nicht machen, oder?», fragt Anna.

«Oh, die können, glauben Sie mir», sagt der Fahrer. «Sie wissen doch, wie das ist mit der Brighton-Strecke. Die ist von Hayward's Heath bis zur Küste nur eingleisig. Um die lahmzulegen, reicht ein einziger

Zug.»

Die Frauen wechseln irritierte Blicke.

Der Fahrer drängt. «Also, wo soll ich Sie hinfahren?»

«Nach Hause?», schlägt die Parkafrau vor.

«Wo ist denn zu Hause?», fragt die andere.

«Brighton», sagt die Parkafrau und wird dann genauer:

«Kemptown.»

Anna zählt in Windeseile eins und eins zusammen. Anorak, knabenhaftes Gesicht, kurze, stachelige Gelfrisur, kein Make-up, Jeans, Rucksack, Adresse in Kemptown: Sie ist lesbisch. Anna wohnt ganz in der Nähe. Es klingt furchtbar verlockend. «Ich kann nicht», sagt sie seufzend. «Ich muss nach London.»

«Ich eigentlich auch», stimmt die Parkafrau zu. «Wäre nur nett gewesen, zur Abwechslung mal eine Ausrede zu haben.»

«Ich muss zu einem Meeting», sagt Anna.

«Wann ist das?»

«Um zehn.»

Anna sieht auf die Uhr. Es ist 8:35 Uhr. «Typisch, oder?», sagt sie.

«Normalerweise komme ich mit dem Sieben-Vierundvierziger genau pünktlich.»

«Aber die werden ja wohl Verständnis haben, oder?», fragt die Parkafrau. «In dem Zug ist gerade jemand gestorben!» Sie lacht kurz auf, aber es klingt nicht zynisch; eher wie ein Kommentar zu der Lächerlichkeit der Situation. Sie denkt kurz nach, dann fragt sie: «Können Sie nicht einfach anrufen und sagen, dass Sie sich verspäten?»

Anna stellt sich vor, wie ihr Chef in der Haltung einer Bulldogge an der Rezeption steht. Sie hat ihre Zweifel.

«Ladys!», meldet der Fahrer sich wieder zu Wort. Sie fahren auf eine Kreuzung mit Ampel zu. «Ich brauche eine Entscheidung. Wo wollen Sie hin?»

Anna fängt seinen Blick im Rückspiegel auf. Sie ist sich sicher, dass er grinst, die Situation genießt. «Ich muss wirklich in die Stadt», wiederholt sie. Sie will ihre Kollegen nicht im Stich lassen. Wenn sie nicht kommt, zwingt sie einen der anderen, ihre Präsentation zu übernehmen – was so

kurzfristig gar nicht komisch ist. Sie beugt sich vor. «Was kostet es, wenn Sie uns fahren?»

«Kommt drauf an, wohin.»

Sie überlegt. Was wäre für sie und hoffentlich auch für die andere Frau bequem und gleichzeitig nicht zu kompliziert? Schließlich kommen sie bestimmt noch in den Berufsverkehr. «Clapham Junction?»

«Wo findet Ihr Meeting statt?», fragt die Parkafrau.

«Cheyne Walk, hinter der Kings Road. Am Bahnhof fahren jede Menge Busse.»

«Passt mir auch», sagt die Parkafrau. «Ich nehme von Clapham dann den Zug bis zur Victoria.»

«Gut», sagt der Fahrer, der an der Ampel stehen geblieben ist. «Ich mache es für siebzig Pfund.»

Anna überschlägt im Kopf. Das ist für sechzig Meilen nicht zu viel. Verglichen mit ihrem Tagessatz, lohnt es sich auf alle Fälle. Sie würde ein Vielfaches verlieren, wenn sie heute nicht ins Büro käme. Sie wirft der Parkafrau einen Blick zu; ihr ist klar, dass nicht jeder so viel verdient wie sie. «Ich bin gern bereit, fünfzig Pfund zu übernehmen», bietet sie an. «Ich muss unbedingt hin.»

«Oh, das wäre unfair.»

«Ich bekomme einen Tagessatz», erklärt sie. «Es ist okay für mich, ehrlich.»

«Sind Sie sicher?»

«Ja.»

«Hm ...»

«Wirklich, es ist in Ordnung. Ich würde es sonst ganz bezahlen.»

«Also gut. Vielen Dank.» Die Parkafrau lächelt dankbar.

«Wunderbar.» Anna beugt sich wieder zum Fahrer vor. «Dann los.»

*

«Ich könnte mich eigentlich auch mal vorstellen. Ich bin Lou.» Lou wendet sich der anderen zu und streckt ihr die Hand entgegen.

Ihre Leidensgenossin ist nicht wirklich hübsch in konventionellem Sinn, aber trotzdem bemerkenswert. Sie muss Anfang vierzig sein – also

etwa zehn Jahre älter als Lou. Sie hat ein kräftiges, kantiges Gesicht mit glänzend dunklem Haar, das eindeutig mit Aufwand geglättet wurde. Ihr Make-up ist auffällig; kräftiger Lippenstift, dunkler Lidschatten, der die braunen Augen noch intensiver macht. Die Aufmachung strahlt Selbstbewusstsein aus, ein Effekt, der von ihrer Größe und den langen Gliedern noch unterstrichen wird. Sie ist schlank und gut gekleidet und trägt einen schicken dunkelblauen Trenchcoat. Die große Handtasche aus Schlangenleder sieht teuer aus. Alles in allem wirkt sie intelligent und respekt einflößend.

«Ich bin Anna», gibt sie zurück. Ihre Hand ist kühl und sehnig, ihr Griff fest und sicher. Aber sie scheint großzügig und mitfühlend zu sein, das ist Lou bereits aufgefallen. Offensichtlich ist sie nicht so hart, wie die äußere Schale zunächst wirkt.

«Wo fahren Sie hin?», fragt Lou.

«Ich arbeite in Chelsea. Das Meeting findet im Büro statt. Und Sie?»

«Ich bin auf dem Weg nach Hammersmith.» Es herrscht kurz Schweigen. «Ich bin in der psychosozialen Jugendarbeit tätig», fügt Lou hinzu.

«Ah.» Anna nickt.

Lou liebt ihren Job, aber sie ist sich bewusst, dass ihr Beruf weder glamourös noch besonders gut bezahlt ist. Sie hat zwar keine Vorstellung davon, was genau diese Frau tut, deren Büro sich hinter der Kings Road befindet, aber vermutlich etwas sehr viel Hochtrabenderes, und aus einem unerklärlichen Grund wünscht sie sich ihre Anerkennung. Aber sie bekommt nicht die Gelegenheit, noch näher auszuführen, wieso sie tut, was sie tut, weil Anna in diesem Augenblick ihr Gewicht verlagert und den linken Fuß unterschlägt, um Lou so gut wie möglich ansehen zu können.

«Also, erzählen Sie», fordert Anna. «Was ist im Zug passiert?»

Lou erzählt, so gut sie sich erinnern kann.

«Es war wohl einfach zu spät, um ihn wiederzubeleben», endet sie schließlich. «Es gab zwei Krankenschwestern im Zug, die waren auch sofort da und haben ... Sie haben wirklich alles versucht, weiß Gott!» Sie schaudert bei der Erinnerung. «Es ging alles so schnell. Eben noch hat er seinen Kaffee getrunken, und im nächsten Augenblick – war alles

aus.»

«Die arme Frau», sagt Anna bestürzt. «Das muss man sich mal vorstellen! Du fährst mit deinem Mann zur Arbeit, glaubst, es ist ein ganz normaler Tag, und dann kippt er plötzlich um und stirbt. Direkt neben dir. Oh, sie tut mir schrecklich leid!»

*

«Und? Wohnen Sie in Brighton?», fragt Lou, als sie auf der Autobahn sind. Der Fahrer gibt Gas, und bald fahren sie mit stetigen hundertzehn dahin. Auf dem Mittelstreifen fliegt Stechginster vorbei, der gerade zu blühen beginnt.

«Ja. In Seven Dials. Kennen Sie das?»

«Natürlich», antwortet Lou. «Ich lebe seit fast zehn Jahren in Brighton.»

«Ach so. Also ich wohne in der Charminster Street.» Lou sieht sie fragend an. «Äh, zwischen der Old Shoreham Road und der Dyke Road.»

«Ah!», sagt Lou. «Niedliche kleine viktorianische Häuser und am Ende der Straße ein Bürokomplex.»

«Genau. Ein bisschen schäbig, aber mir gefällt's.»

«Wohnen Sie allein?»

Sie klingt aufrichtig interessiert, und Anna bemerkt den verstohlenen Blick auf ihren Ringfinger – wahrscheinlich, um zu erfahren, ob sie verheiratet ist. Komisch, denkt sie, wir suchen beide nach Hinweisen, um uns ein Urteil zu bilden. Trotzdem zögert sie mit einer Antwort. Es ist kein Thema, mit dem sie sich gern auseinandersetzt. «Äh, nein ... ich lebe mit meinem Partner zusammen.»

Lou registriert Annas Zögern und wechselt das Thema. «Und arbeiten Sie immer in London?»

«Meistens. Und Sie?»

«Vier Tage pro Woche. An fünf Tagen zu pendeln wäre mir zu viel.»

«Ja, es ist anstrengend auf Dauer.» Anna spürt unvermutet Groll in sich aufsteigen: Würde Steve besser verdienen, müsste sie nicht so viel unterwegs sein. Aber sie sagt es nicht. Stattdessen holt sie tief Luft und

erklärt mit Überzeugung: «Aber ich lebe gern in Brighton. Das ist es mir wert.» Sie lächelt und denkt an ihr kleines Reihenhaus, in das sie so viel Zeit und Energie gesteckt hat. Sie liebt den kleinen Patio-Garten und den Blick über die Hügel. Und sie denkt an die Handvoll enger Freunde, die so wunderbar bequem ganz in der Nähe wohnen; an die Gassen, in denen sich individuelle Geschäfte und ebenso unterschiedliche Leute drängen; an den zum Kieselstrand abfallenden Hügel, und dahinter das Meer ... Dafür lohnt sich die ganze Pendlerei: für die Farben, das Grünblau, das Tosen des Meeres, die Ruhe, den ständigen Wechsel, die fortwährende Veränderung. Ach, das Meer ...

Lou unterbricht ihre Gedanken. «Ich bin auch gern in Brighton.»

«Und wo genau in Kemptown leben Sie?», fragt Anna. «Erzählen Sie mir jetzt bloß nicht, Sie haben ein ganzes Haus am Meer!» Sie hat einen Witz gemacht, natürlich: Die Regency-Häuser direkt am Strand in Kemptown sind riesig. Und nicht nur das. Sie sind prachtvoll, mit eleganten Stuckfassaden, riesigen, raumhohen Fenstern und Zimmern in atemberaubenden Proportionen, Marmorkaminen und aufwendig gefriesten Gipssimsen. Ein solches Haus für sich allein zu besitzen wäre der Traum schlechthin.

Lou lacht. «Leider nein. Ich habe eine kleine Mansardenwohnung – eigentlich nur ein Atelier.»

Etwas in der Art und Weise, wie sie «ich» statt «wir» sagt, weist darauf hin, dass Lou allein lebt. Anna hakt nach: «Dann gibt es vermutlich keinen Mitbewohner?»

Lou lacht wieder. Ihr Lachen wirkt ansteckend: tief, kehlig, ungeniert. «Gott, nein, ich habe kaum genug Platz für eine Topfpflanze bei mir in der Magdalene Street.»

«Oh! Heißt das, Sie können das Meer sehen?»

«Ja, vom Wohnzimmererker aus, unten am Ende der Straße. Ich glaube, ein Immobilienmakler würde es indirekten Meerblick nennen. Aber es gibt noch eine winzige Dachterrasse, von der aus man das Meer und den Pier sehen kann.»

«Wie hübsch!» In Anna regt sich Wehmut. Sie hat schon immer von ihrer eigenen Mansardenwohnung geträumt. Flüchtig stellt sie sich ein völlig anderes Leben vor: eines ohne Kompromisse, ohne

Hypothekenzahlung, ohne Steve, dafür mit der Freiheit, ihre Kreativität auszuleben ...

Genug davon: Sie kann es sowieso nicht ändern, und außerdem will sie mehr über Lou erfahren. «Was das Nachtleben betrifft, ist die Gegend sicher toll», sagt sie in der Hoffnung, ihrer Mitfahrerin ein paar Enthüllungen zu entlocken. Lou wohnt schließlich im Herzen des Schwulenviertels von Brighton, mit unzähligen Pubs und Clubs, in denen nach Annas Vorstellung jede Menge aufregender Dinge passieren.

«Manchmal ein bisschen zu toll», antwortet Lou. «Es kann ganz schön laut werden.»

Wie lahm, denkt Anna. Sie hat auf wilde Drogengeschichten und lesbische Dreier gehofft. Wenn ihr eigenes Leben zurzeit schon in so eingefahrenen Bahnen verläuft, hätte sie wenigstens ein paar Ausschweifungsgeschichten von Dritten verdient. Andererseits: Sollte es in Lous Leben tatsächlich interessante Aspekte geben, ist es eher unwahrscheinlich, dass sie ausgerechnet einer Wildfremden im Taxi davon erzählt.

*

Nach einer halben Stunde Fahrt ist Lou zu dem Schluss gekommen, dass Anna ganz okay ist. Sie bezweifelt aber trotzdem, dass sie viel gemeinsam haben. Im Großen und Ganzen kann Lou ihr Gegenüber meist richtig einschätzen. Die langen Jahre im sozialpsychologischen Bereich haben ihrem angeborenen Talent Feinschliff verliehen. Bei Frauen, die ihr gefallen, ist sie zwar nicht ganz so geschickt, weil ihr dann meist die erotische Anziehungskraft in die Quere kommt. Andererseits hat sie schon oft erlebt, dass heterosexuelle Frauen – und auch Männer – erbärmlichen Fehleinschätzungen erliegen, sobald das Begehren die Auffassungsgabe trübt, und so ist sie wenigstens mit diesem Manko nicht allein.

Wie dem auch sei, Anna ist eindeutig hetero, und außerdem nicht Lous Typ. Trotzdem liebt Lou es, sich in die Psyche anderer Menschen zu graben. Es ist dieselbe Neugierde, die sie dazu treibt, Fremde im Zug

zu beobachten und sich Geschichten über sie auszudenken, einzelne Hinweise zu einem Ganzen zu fügen. Auch beruflich wird sie von dieser Motivation angetrieben. Sie liebt es, den Dingen auf den Grund zu gehen, die komplexe – wenn auch oft genug tragisch-selbstzerstörerische – junge Menschen antreiben.

Trotz Annas Hochglanzhülle, die einen ausgeprägten Hang zu Materiellem ahnen lässt, vermutet Lou, dass es noch mehr gibt, als die hübsche Fassade ihrer Reisegefährtin zunächst vielleicht vermuten lässt. Lou hat bereits ein paar kleine Signale empfangen. Zum Beispiel hat Anna mit keinem Wort irgendeine Sprösslinge erwähnt, was die meisten Frauen in so einer Unterhaltung wohl schon längst getan hätten. Also hat sie vermutlich keine Kinder, für eine Frau ihres Alters relativ ungewöhnlich. Aber interessanter ist die Art, wie Anna gezögert hat, bevor sie ihren Partner erwähnte; Lou vermutet, dass etwas dahintersteckt. Sie merkt ziemlich schnell, wenn jemand versucht, etwas zu verbergen – nicht zuletzt, weil sie es in gewissen Situationen genauso macht.

Ob wir uns wohl jemals wiedersehen werden?, grübelt Lou, während sie die M23 verlassen und über die zweispurige Straße auf die triste Peripherie von Coulsdon zufahren. Sie ist es gewohnt, morgens allein nach London zu fahren. In der Zeit kann sie ihren Gedanken nachhängen. Trotzdem wäre es ab und zu nett, sich mit jemandem unterhalten zu können. Wenn Anna wirklich so oft mit dem Sieben- und vierziger fährt, wie sie sagt, laufen sie sich vielleicht mal über den Weg. Obwohl der Zug natürlich sehr lang und immer gerammelt voll ist. Gleichzeitig unterwegs zu sein ist noch keine Garantie dafür, dass sich ihre Wege wieder kreuzen werden.

09:45

Karen steht auf einem Parkplatz. Wie sie hierhergekommen ist oder wie lange sie hier schon steht, weiß sie nicht. Erst als sie mit zitternden Fingern versucht, sich eine Zigarette anzuzünden, merkt sie, dass es regnet. Das dünne Papier ist gesprenkelt von Tropfen, die sich ausbreiten und es durchweichen. Sie sieht nach oben, wo graue Wolken über den Himmel ziehen. Sie legt den Kopf in den Nacken. Sofort ist ihr ganzes Gesicht regennass. Müsste sie es nicht spüren können? Die Kälte auf der Haut, die Nässe? Aber sie spürt nichts.

Karen macht den Mund auf, um zu testen, ob sie den Regen schmecken kann; aber obwohl sich der Mund mit Regenwasser füllt, schmeckt sie nichts. Sie zittert, aber sie spürt keine Kälte.

Sie versucht sich zu orientieren. In weißer Schrift auf blauem Untergrund verkündet eine große Tafel: Royal Sussex County Hospital.

Was soll sie jetzt machen?

Simon ist tot.

Tot. Obwohl sie das Wort mehrfach wiederholt, obwohl sie ihn direkt vor sich hat sterben sehen, mit ihren eigenen Augen, erscheint es ihr nicht wirklich. Obwohl sie zugehört hat, wie zwei Krankenschwestern in dem Abteil versucht haben, ihn zu reanimieren, und zwei Sanitäter ihn mit Elektroschocks bearbeitet haben – auch im Krankenwagen noch. Obwohl ein Arzt vor ein paar Minuten seinen Tod bestätigt und sogar den konkreten Todeszeitpunkt festgestellt hat: Es ist nicht wirklich, kein bisschen.

Zunächst hatten sie ihr erlaubt, bei Simon im Schockraum zu bleiben. Überall an seinem Körper waren Schläuche. Jetzt verlegen sie ihn in die Leichenhalle, in irgendeinen Abschiedsraum, wo sie, wie ihr nahegelegt wurde, ein bisschen Zeit mit seiner Leiche verbringen könnte. Aber sie wollte vorher eine Zigarette rauchen, und so ist sie irgendwie hier draußen gelandet, verwirrt, taub.

«Taub.»

Sie wiederholt auch dieses Wort, laut diesmal. Etwas Seltsames fällt ihr

ein. Heißt es nicht, Taubheit sei die erste Stufe der Trauer?

Wahrscheinlich sollte sie der Kinder wegen etwas unternehmen. Wie spät ist es? Wo sind sie? Ah, ja, natürlich, sie sind bei der Tagesmutter: Tracy.

Tracys Telefonnummer, ja, genau – sie hat sie in ihrem Handy gespeichert.

Meine Güte, es regnet! Sie sollte wohl besser aus dem Regen gehen; ihr Telefon wird sonst nass werden.

Am Eingang zum Krankenhaus sieht Karen ein paar Schritte entfernt ein großes Glasvordach. Einige Menschen haben sich darunter versammelt; sie rauchen und reden miteinander.

Karen stellt sich dazu. Jetzt, wo sie geschützt steht, wird ihr flüchtig bewusst, dass sie bereits völlig durchnässt ist. In dicken Fransen klebt ihr Pony auf der Stirn; kalte Bäche rinnen ihr den Nacken hinunter. Sogar ihre Wildlederpumps sind aufgeweicht.

Sie fischt das Telefon aus ihrer großen, geblühten Umhängetasche – der Tasche, in der sie meist ihre Unterlagen transportiert. Heute stecken außerdem noch die Märzausgabe von Good Housekeeping drin, ihre Geldbörse, Lippenstift und ein Kamm, eine Flasche Wasser und ihre Zigaretten. Ihr Handy, ein einfaches Modell in einem abgenutzten Lederetui, das ihre Kinder mit albernen Glitzerstickern verziert haben, hat Tracys Nummer im Adressbuch. Sie weiß, dass es einen schnelleren Weg geben muss, die Nummer zu finden – Kurzwahl oder sonst was –, aber sie kann sich nicht mehr erinnern, wie das funktioniert. Also lässt sie die alphabetische Liste durchlaufen und will schon auf den grünen Knopf drücken, um zu wählen, als sie innehält.

Was tut sie da, um alles in der Welt? Was will sie denn sagen? «Luke, Molly, hört mir zu: Papa ist tot. Kommt bitte ins Krankenhaus und seht euch die Leiche an.» Sie sind fünf und drei, Himmel nochmal! Sie verstehen es nicht. Sie versteht es nicht.

O Gott. O Gott.

Nein, zuallererst muss sie jetzt mit ihrer besten Freundin sprechen. Sie wird wissen, was zu tun ist: Das weiß sie immer. Die Nummer kennt sie auswendig, automatisch, ohne nachdenken zu müssen.

Mit zitternden Fingern drückt Karen die Tasten.

Unweit von der Clapham Junction gerät das Taxi in einen Stau. Der Fahrer hat die M23 zügig gemeistert, sie trotz unzähliger roter Ampeln in beeindruckender Geschwindigkeit durch die deprimierende Vorstadttristesse von Croydon, Norbury und Streatham manövriert, aber allein für die Strecke nach St. John's Hill haben sie schon zwanzig Minuten gebraucht.

Anna spürt langsam Ungeduld in sich aufsteigen, als es in der Handtasche an ihrer Hüfte vibriert. Kurz darauf klingelt es immer lauter aus den Tiefen ihres Täschchens aus Schlangenleder. Hektisch wühlt sie herum. Verdammt, wo ist mein Handy? Schließlich spürt sie glattes Metall, zieht ein schickes Klapphandy heraus und öffnet es eilig, damit sich nicht die Mailbox einschaltet.

«Hallo!», sagt sie freudig beim Anblick des Namens auf dem Display.

«Anna?», fragt eine schmerzverzerrte Stimme.

«Ja, ich bin's. Bist du das, Karen?»

Die Stimme am anderen Ende bricht. «Ja.»

«Hey ...», sagt Anna mit sanfterer Stimme und beugt sich mit dem Telefon ein wenig vor. «Was ist denn los?»

«Es – ist ... Simon.» Karens vertraute Stimme klingt seltsam dünn.

«Was ist mit ihm?» Anna ist verwirrt.

«Er ist –» Dann eine Pause. Eine lange Pause.

«Was?» Anna wird drängender. Jetzt macht sie sich wirklich Sorgen.

«Er ist ...»

Plötzlich trifft es Anna wie ein Schlag. Sie hat eine schreckliche Vorahnung, dabei kann es nicht sein, nein, es kann nicht sein! Schließlich folgt das Wort, wie eine bedrohliche, endgültige Bestätigung schwebt es mitten im Taxi: «... tot.»

«O mein Gott!», schreit Anna. Ihre Gedanken rasen. Was soll das sein, irgendein kranker Scherz?

«Was ist los?», fragt Lou beunruhigt und fasst Anna unwillkürlich ans Knie.

Anna schüttelt den Kopf und bittet sie mit einer Geste, still zu sein.

«Was – wann?»

«Gerade eben. Heute Morgen – im Zug.»

«Was? Im Sieben-Vierundvierziger nach Victoria? Nein!»

«Doch.» Karens Stimme ist kaum hörbar. «Woher weißt du das?»

«Aber auch ich war in dem Zug!», ruft Anna. «Herr im Himmel, das darf nicht sein! Oh, Karen → Unwillkürlich fängt sie an zu weinen. Dicke Tränen brechen sich mit Macht Bahn, ehe Anna sie aufhalten kann. Aber die Traurigkeit kann es eigentlich nicht sein: Die Bedeutung der Information ist noch gar nicht bis zu ihr vorgedrungen. Es ist der Schock.

Karen und Simon sind ihre besten Freunde. Karen ist ihre wichtigste Freundin. Trotzdem muss sie wenigstens die Fakten zusammenbringen. «Aber was wolltet ihr denn in dem Zug? Du fährst doch normalerweise nie mit diesem Zug – das ist meiner.»

«Ja, wahrscheinlich», sagt Karin. «Daran habe ich gar nicht gedacht.»

«Ach du Scheiße!» Plötzlich wird Anna klar, dass das hier kein schlechter Scherz ist. Es passt alles haargenau zusammen. «Ihr wolltet heute den Kaufvertrag unterschreiben, richtig?»

«Ja», sagt Karen. Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. «Wir sind zusammen nach London gefahren, zum Notartermin. Danach wollte Simon weiter ins Büro. Es schien vernünftig ... Außerdem hatte ich noch ein paar Sachen zu erledigen. Ich wollte zu Hamley's, um Luke ein Geburtstagsgeschenk zu besorgen, und →»

An diesem Punkt unterbricht der Taxifahrer. «Tut mir leid», sagt er und klingt diesmal nicht mehr so brüsk. «Aber wir sind da.»

«Was?» Anna sieht zum Fenster hinaus, registriert einen Blumenstand – wirre, bunte Farben und Folie – und darüber ein großes rotes Schild: Clapham Junction.

«Oh, äh ... ja.» Sie nimmt ihre Tasche. «Warte eine Sekunde, Karen, ja? Ich muss nur schnell das Taxi bezahlen. Bleib dran. Bleib bitte dran! Ich bin in einer Sekunde wieder bei dir.»

«Schon okay», bringt sich jetzt Lou ein. «Steigen Sie aus. Ich mache das hier schon. Keine Sorge. Kümmern Sie sich nicht darum. Das klären wir nachher.»

Anna nickt dankbar. «Gut. Danke.» Sie macht die Taxitür auf und

manövriert sich irgendwie aus dem Wagen. Das Telefon hält sie dabei wie einen kostbaren Schatz, um Karen nur ja nicht zu verlieren.

«Bist du noch dran?», fragt Anna.

«Ja», sagt Karen.

«Nur eine Sekunde noch.» Trotz allem hat Anna das Bedürfnis, die Sache zu regeln. Sie kramt in ihrer Tasche nach der Geldbörse, doch sie fällt ihr runter.

Nachdem Lou den Fahrer bezahlt hat – zum Glück hat sie genug Bargeld eingesteckt –, folgt sie Anna und hebt beim Aussteigen das Portemonnaie auf. «Ich kann warten», sagt sie und gibt es ihrer Mitfahrerin zurück. «Bitte. Telefonieren Sie weiter.»

«Sicher?»

Lou nickt und tritt diplomatisch einen Schritt beiseite, um nicht aufdringlich zu wirken.

Anna wendet sich wieder ihrer Freundin zu. «Wo bist du?»

«Im Krankenhaus», sagt Karen.

«In welchem? Hayward's Heath?»

«Nein, in Brighton. Aus irgendeinem Grund haben sie uns hierher gebracht. Wahrscheinlich, weil es hier eine Kardiologie gibt.»

«Ach so. Jetzt erzähl mir bitte genau, was passiert ist.» Auch wenn Anna die Geschichte bereits von Lou gehört hat, muss sie das Geschehen noch einmal hören, aus Karens Mund, nur um sicherzugehen, dass es wirklich stimmt, dass es wahr ist ...

«Wir saßen heute Morgen zusammen im Zug, weißt du? Alles war ganz normal, als – keine Ahnung ... Simon hat gelesen, wir haben beide unseren Kaffee getrunken, und plötzlich hatte er einen Herzinfarkt.»

«Was? Aus dem Nichts heraus?»

«Na ja, das Komische ist, dass er auf dem Weg zum Bahnhof über Magenschmerzen klagte. Aber du kennst Simon ja, er hat andauernd Sodbrennen. Er regt sich immer über alles so auf, und, na ja, um ehrlich zu sein, ich dachte, es wäre nichts. Nur die Nerven, wegen dem neuen Haus und dem Vertragstermin und so.»

Anna nickt, obwohl Karen es natürlich nicht sehen kann. «Und was –» Anna zögert, sie hat Angst, unsensibel zu klingen, aber sie bohrt trotzdem weiter. Zwischen ihr und Karen hat es noch nie viele Barrieren

gegeben. «Dann ist es einfach passiert?»

«Ja. Er saß direkt neben mir. Es ging alles so schnell ... Er hat sich übergeben, ist nach vorn gekippt und hat den Kaffee verschüttet. Zwei Frauen, Krankenschwestern, kamen angerannt und haben versucht, ihn wiederzubeleben. Die Leute mussten alle aus dem Zug raus. Dann war da auf einmal ein Krankenwagen, und wir sind ins Krankenhaus gebracht worden. Sie haben ihn in den Schockraum gebracht ... Dann wollte unbedingt die Polizei mit mir reden, und der Seelsorger des Krankenhauses. Da waren so viele Menschen ... Der Arzt hat gesagt, dass niemand etwas hätte tun können. Und ...» Karens Stimme erstickt wieder zu einem kaum hörbaren Flüstern. «Er war offensichtlich sofort tot. Einfach so.»

Anna ist schwindlig. Sie lehnt sich gegen den Tisch des Blumenstands, um nicht umzukippen. «Also, äh ... lass mich nachdenken. Wo bist du gleich noch?»

«Im Royal Sussex.»

«Und die Kinder?»

«Sie sind bei Tracy.»

«Ist Luke nicht in der Schule?»

«Nein. In Brighton sind diese Woche Ferien. Wir haben sie beide zu Tracy gebracht, damit wir nach London fahren können.»

«Verstehe. Wann musst du sie wieder abholen?»

«Äh, um ... um halb drei.»

Das ist gut, denkt Anna, das gibt uns etwas Zeit. Ihr schwirrt der Kopf. «Wissen sie es schon?»

«Nein.»

«Und Tracy?»

«Nein, nein, noch nicht. Du bist die Erste, die ich angerufen habe.»

«Und wo ist Simon?»

«Hm ...» Karen klingt leicht wirr, als wüsste sie nicht, was Anna damit meint. «Er ist auch hier. Im Krankenhaus. Sie bringen ihn in ein spezielles Zimmer. Ich gehe gleich zurück. Wahrscheinlich erst mal wieder in die Notaufnahme. Keine Ahnung. Wo bist du?»

«Clapham Junction. Am Bahnhof. Ich habe ein Taxi genommen.»

Anna überlegt, ob sie Karen erzählen soll, dass sie gerade mit einer Frau

gefahren ist, die dabei war, als Simon gestorben ist. Sie entscheidet sich dann aber dagegen. Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, außerdem ist es irrelevant. «Hör zu ...» Sie versucht einen klaren Gedanken zu fassen. «Ich fahre zurück und komme zu dir. Ich habe ein Meeting, aber das muss jemand anders übernehmen. So wichtig ist es nicht. Ich rufe das Büro an. Sie werden Verständnis haben, und wenn nicht, ist es auch egal. Also, keine Ahnung ... warte einfach auf mich. Ich bin in →» Sie sieht auf die Uhr. Es ist fünf vor zehn. «Ich glaube, der Zug geht immer um zwölf nach. Vorausgesetzt, dass noch Züge in die andere Richtung fahren, kann ich um elf wieder in Brighton sein. Ich nehme mir dann ein Taxi und bin bei dir, so schnell ich kann.»

«Wirklich?» Karens Stimme bricht wieder. «Macht es dir wirklich nichts aus?»

«Ausmachen?» Anna kann nicht fassen, dass ihre Freundin überhaupt auf die Idee kommt, so etwas zu fragen. «Natürlich macht mir das nichts aus. Wo willst du auf mich warten?»

«Ich weiß nicht.» Karen ist offensichtlich nicht in der Lage, eine Entscheidung zu treffen. «Ich will jetzt bei Simon sein ...»

«Natürlich. Wir telefonieren sowieso gleich nochmal. Ich möchte nur sicher sein, dass ich den nächsten Zug erwische, und eben noch im Büro anrufen. Ich lege jetzt auf, ja? Aber ich rufe dich gleich wieder an. Es dauert nicht lange.»

«Okay.» Es klingt so leise. «Danke.»

Ein paar Sekunden später spürt Anna einen sanften Druck auf ihrer Schulter. Es ist Lou. «Ist bei Ihnen alles in Ordnung?»

«Ja. Ich glaube schon.» Nichts könnte der Wahrheit ferner sein.

«Sollen wir einen Kaffee trinken gehen? Sie sind weiß wie die Wand. Ich glaube, Sie sollten sich hinsetzen.»

«Nein. Ich muss zurück. Das war meine Freundin Karen. Der Mann im Zug ... Es war ihr Ehemann. Ich muss zu ihr. Aber trotzdem danke.»

«O Gott, das ist ja furchtbar. Sind Sie sicher? Wird es gehen?»

«Ich muss den nächsten Zug kriegen, ich habe es versprochen.»

«Verstehe.»

Anna lächelt schwach, dann fällt es ihr wieder ein. «Ach, Himmel, ich schulde Ihnen fünfzig Pfund! Oder mehr? Hat er Trinkgeld von uns

bekommen?» Sie kramt in ihrer Geldbörse. «Mist! Ich habe nur drei Zwanziger.»

«Zwei reichen völlig. Wirklich. Sie wollen sich bestimmt nicht ganz ohne Geld auf den Rückweg machen. Sie müssen dort ja auch noch ein Taxi bezahlen.»

«Nein, nein», beharrt Anna. «Ich kann hier sicher irgendwo wechseln.»

«Machen Sie sich nicht lächerlich. Vierzig reichen vollkommen.»

«Ich hasse es, jemandem etwas schuldig zu bleiben.»

«Also gut. Aber wissen Sie, was? Anstatt sich jetzt auch noch wegen dem Geld Sorgen zu machen, nehmen Sie die hier.» Lou öffnet ihre Geldbörse und nimmt eine nüchtern gestaltete weiße Visitenkarte mit dem Logo Hammersmith & Fulham Education Services heraus.

«Schicken Sie's mir bei Gelegenheit mit der Post. Oder, noch besser, rufen Sie doch kurz an, wenn Sie wieder mal den Zug nehmen. Wie auch immer ...»

«Ja, sicher», sagt Anna verwirrt.

«Ich arbeite montags bis donnerstags. Rufen Sie mich doch einfach irgendwann an. Wenn Sie reden wollen.»

Lous Gesichtsausdruck ist so mitfühlend, dass Anna nicht weiß, was sie sagen soll. Sie murmelt «Danke schön», obwohl es ihr unpassend vorkommt.

«Nicht nötig.»

«Nein, wirklich. Ich weiß es zu schätzen.»

«Machen Sie sich keine Gedanken. Und bitte, sollte es irgendwann mal passen, sagen Sie Ihrer Freundin unbedingt, wie leid es mir tut, ja?»

«Hm, ja, sicher, das werde ich tun», sagt Anna und macht sich auf den Weg.